

Milan Nápravník

Zur Methode der surrealistischen Protokolle

Der Text *Am Ufer* * entstand innerhalb von fünf Wochen während meines Aufenthalts in Paris im Frühjahr 1969. Ein halbes Jahr vorher hatte ich die Tschechoslowakei nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts verlassen und war in der Hoffnung nach Paris gekommen, hier eine neue, angemessene Lebenschance zu erhalten. Zunächst ging es mir natürlich darum, Arbeit zu finden, um meinen Unterhalt zu sichern. Viel Geld besaß ich nicht. Ein Dach über dem Kopf fand ich in einem sehr bescheidenen Wohnhotel im vierzehnten Arrondissement an der Avenue du Général-Leclerc in einem Appartement mit kleinem Zimmer und noch kleinerer Küche. Monatlich bezahlte ich dafür 220 Francs Miete. Das war auch für die damalige Zeit recht preiswert.

Ich hatte in Paris eine Reihe von nicht sonderlich wohlhabenden Bekannten und Freunden. Aber da ich fürchtete, sie könnten sich verpflichtet fühlen, mir materiell unter die Arme zu greifen, suchte ich sie nicht auf: Betteln war für mich damals – und ist es bis heute – unannehmbar. Vor der eigenen Ohnmacht schäme ich mich zutiefst. Also blieb ich in der Stadt inkognito und versuchte mein Glück auf eigene Faust. Das war sicher reichlich naiv, und die gerechte Strafe dafür war das Scheitern aller meiner Bemühungen.

Der Exilant ist in den ersten Jahren im Ausland oft schweren psychischen Belastungen ausgesetzt. Er fühlt sich enturzelt, da er bald feststellen muss, dass er die Bräuche und Rituale der neuen Umgebung, die er aus der Literatur hinreichend zu kennen meinte, in Wirklichkeit überhaupt nicht kennt. Allzu oft weiß er nicht, wie er sich adäquat benehmen, und schon gar nicht, an wen er sich mit Zuversicht um Rat wenden soll. Ihm fehlt sowohl das kulturpsychologische Raster als auch die Infrastruktur von Bekanntschaften und Beziehungen, über die ein Mensch in einem Land, in dem er seit seiner Kindheit lebt, fast immer verfügt. Wenn er darüber hinaus noch an Geldmangel leidet, findet er sich in einer Isolation wieder, die unter anderen Umständen unvorstellbar wäre. Es gibt in der Fremde kein soziales oder psychologisches Rettungsnetz für ihn. Jeder falsche Schritt kann daher dramatische oder katastrophale Folgen haben.

Ferner gibt es immer und überall genügend Menschen, die seine Unkenntnis und die daraus resultierende Unsicherheit ausnutzen oder zumindest nicht respektieren wollen. Das erzeugt in ihm eine permanente Spannung. Er leidet unter einem Dauerzustand von angespannter Behutsamkeit und besorgtem Bewusstsein. In Augenblicken der Müdigkeit führt dies natürlich zu immer wiederkehrenden Depressionen.

In dieser Situation begann ich eines regnerischen Apriltages, den Text *Am Ufer* aufzuzeichnen. Ich schrieb ohne jeglichen Plan, ohne Konzept, ohne eine Vorstellung von dem, was ich schreiben sollte. Die Motivation dazu vertraute ich nur meinem existentiell bestimmten emotionalen Feld an. Schon lange war ich der Überzeugung, dass das Leben keine Erzählung ist und dass die Erzählkunst das Leben nur stilisiert und verfälscht. Außerdem war mir meine Lage zu ernst, um mir unterhaltsame oder rührende Geschichten auszudenken. Dazu hatte ich zu große Sorgen und war zu müde. Im Prinzip wollte ich mir nur ein wenig Ablenkung verschaffen.

Ich ließ den Stift über das Papier laufen, ohne über das Geschriebene zu reflektieren. So tauchten längst vergessene Begebenheiten auf, Bruchstücke von Erlebnissen, Scherben von Hoffnungen und Fetzen von Ängsten. Es kamen seltsame, auf der Straße oder aber nur in der Imagination erlebte Begegnungen und Erlebnisse zum Vorschein. Meine Erinnerungen an Prag, die Stadt, die ich liebte und die ich unter dem Druck der Geschichte unlängst hatte verlassen müssen, mischten sich mit frischen Eindrücken und Erlebnissen aus Paris, meiner alten Liebe aus der Zeit, da ich als Junge diese Stadt lediglich aus Romanen, Novellen und Gedichten kennenlernen konnte. Nun wuchsen in meinen Gedanken und Gefühlen beide Städte zu einem Ort der Träume zusammen, die seltsamerweise eine tröstliche Wirkung auf mich hatten.

Ich vermisse Freunde für Gespräche und eine Frau für die Liebe. Ich war beinahe vierzig, und es mangelte mir an jeglicher Vorstellung bezüglich meiner Zukunft. Meine Emotionslage war so intensiv, so berechtigt und so konstant, dass sie wie eine Droge auf mich wirkte, die mich über Monate hinweg zu einer besonderen Sichtweise stimulierte und so in eine Welt vordringen ließ, die eine Parallelwelt zu derjenigen der anderen Menschen war. Meine Augen sahen die Wirklichkeit nicht mehr durch das angewohnte Prisma praktischer Sach- und Nützlichkeiten, sondern durch dasjenige der Sehnsucht und der Einsamkeit. Ich befand mich in einer anderen Realität. So begann sich ohne Absicht, die Methode der surrealistischen Protokolle zu entwickeln, eine Methode des unregelmäßigen, nicht geplanten Aufzeichnens eines Geisteszustandes, in dem Traum und Wachsein die gleiche Wirklichkeitsebene erreichen, in dem die Zusammenhänge zwischen Objekt und Subjekt, zwischen den äußeren und inneren kognitiven Sphären, zwischen bewussten und unbewussten Facetten der Wirklichkeit sich

* Milan Nápravník: *Am Ufer, Surrealistische Protokolle*, Karin Kramer Verlag, Berlin 2006

nicht mehr gegensätzlich, sondern symbiotisch und komplementär verhalten. Dadurch wurde die Realität neu erschaffen. Sie wurde zu einer magischen, einer poetischen Realität.

Surrealistische Protokolle, so wie ich sie in dem Text *Am Ufer* vorlege, sind daher Aussagen über Prozesse der Weltentstehung. Es sind Prozesse, bei denen das Subjekt seine Objekte nicht nur findet, sondern auch *erfindet*, realisiert, während die von ihm geschaffenen Objekte ihn rückwirkend sofort wieder beeinflussen und verformen. Das Ganze geschieht nicht in einer technischen, sondern in einer psychologischen und daher zum Teil reversiblen oder zyklischen Zeit. Es handelt sich nicht um eine schlichte Erzählung, die nach dem Konzept der konventionellen Realität im Bewusstsein vorgezeichnet wäre und sich nach einem vorgedachten literarischen Plan sukzessiv entwickeln würde. Zu Recht. Denn auch das Leben erzählt keine zusammenhängenden Geschichten und kennt keine dramaturgischen Gesetze. Die entstehen bei unseren Erlebnissen, indem wir diese in Erzählungen konvertieren, erst im Nachhinein am Raster unserer durch die Logik gelenkten Vorstellungskraft. Das Zusammenspiel von Ursache und Wirkung ist auf der existentiellen Ebene meistens so komplex, dass wir davon nur eine unzulängliche Kürzung begreifen und uns in unserer kognitiven Not eine deterministische Kette dafür auszudenken versuchen, die jedoch – obwohl wir eine Zeitlang scheinbar gut mit ihr leben können – nichts als ein Mythos von Realität, ein Phantasieprodukt ist. Auch der uralte Dualismus von Subjekt und Objekt ist bekanntlich ein Konstrukt. Das, was wir gewöhnlich als Objekt bezeichnen, und das, was wir für das subjektive Ich halten, sind keine unversöhnlichen Gegensätze, sondern zwei untrennbare, sich ergänzende Bestandteile unserer Erkenntnis, aus denen wir die Welt der Dinge für unsere Bedürfnisse zusammensetzen. Denn ohne Subjekt gibt es keine Objekte und umgekehrt. Jede Realität ist daher nur die spezifische rationalistische Verdinglichung eines Teils der endlosen Wirklichkeit. Ihre sogenannte Objektivität beruht auf einem gesellschaftlichen Konsens, auf Koordinaten, die auf die herkömmliche menschliche Praxis bezogen sind.

Die Situationen, mit denen der Text *Am Ufer* den Leser konfrontiert, sind keine Sujets im literarischen Sinne, keine *a priori* bestimmten Begebenheiten einer zielgerichteten Beschreibung. Im Gegenteil. Die Situationen des Textes entstehen vor uns wie plan- und absichtslose Organismen, von einem Wort zum anderen, von einer Zeile zur nächsten, Absatz für Absatz, manchmal voraussehbar, scheinbar zusammenhängend, und manchmal wieder nicht, so wie das Leben selbst in uns und um uns entsteht und sich entfaltet.

In der Dunkelheit erscheint ein Punkt, und dieser Punkt wird zum Ort. Dieser Ort bekommt Eigenschaften, die sein Betrachter an ihm erkennt und die diesen zugleich als

seine eigene Quelle gestalten. Es ist ein wirklicher Ort. Er objektiviert sich zunächst nur durch vage Konturen, punktuelle Beleuchtungen, schattenhafte Bewegungen, doch nach und nach festigt er sich, konkretisiert, erweitert, wiederholt und verzweigt sich und metastasiert in die Dunkelheit hinein, wo er überall neue Orte entstehen lässt, die schließlich ein ganzes Universum bilden. Das Geschehen verwebt sich in die Struktur einer Welt ohne Anfang und Ende.

Man kann die surrealistischen Protokolle partiell mit Tagebuchaufzeichnungen vergleichen. Ähnlich wie in einem Tagebuch wurden diese Texte als einzelne, frei aneinandergereihete Absätze niedergeschrieben, in unregelmäßigen Zeitabständen, manchmal mehrmals am Tag, manchmal nach einer eintägigen oder auch längeren Pause. Ähnlich wie in einem Tagebuch wurde hier der momentane Zustand emotionaler und existentieller Situationen des Autors festgehalten, die durch Begegnungen mit Personen, Tieren, Gegenständen, Träumen, Vorstellungen und kleinen Ereignissen, durch sich rasch oder langsam wandelnde Stimmungen oder – wie im Falle dieses Textes – durch die alles durchdringende Einsamkeit bestimmt sind. Doch während der Verfasser eines Tagebuchs nur die Erlebnisse notiert, die er in der konventionellen Realität »real« erleben zu dürfen glaubt und die von den vorgegebenen Regeln des gezähmten praktischen Bewusstseins zugelassen werden, sind die surrealistischen Protokolle Aufzeichnungen über freie Bewegungen des Subjekts in einem bestimmten emotionalen Raum, der die Ebene des Üblichen, des Etablierten, des Zugelassenen auf eine nicht-konforme, revoltierende Art und Weise schneidet. Die Wirklichkeit wird hier nicht als eine herkömmliche, übernommene, uns durch Erziehung, Bildung oder gesellschaftliche Zwänge aufgenötigte, schlicht außerhalb des Textes programmierte Tagesrealität empfunden und betrachtet, sondern als eine immer wieder neu sich erschaffende, konkrete und sich entfesselnde Para-Realität.

Von der permanenten Korrektur des domestizierten Bewusstseins befreit, schöpfen diese Protokolle aus den Quellen der für die pure Ratio unerreichbaren Wirklichkeit, die sich nur unter ihren immanenten Intentionen, nicht unter den Vorschriften und Klischees der normativen Logik und des gezähmten Verstandes in Realität verwandelt.

Aus diesem Grund sind sie auch besonders relevant. Sie weisen auf die Möglichkeit hin, die Welt nicht als alternativlose Struktur denken und empfinden zu müssen. Ein literarisches Sujet kann man bekanntlich mehrere Male auf verschiedene, ja gegensätzliche Art und Weise beschreiben. Sein Charakter wird durch eine willkürlich ausgewählte Betrachtungsweise bestimmt. Dadurch freilich ist sein Wert diskreditiert: Eine Sujetbeschreibung ist kein Abbild der Wirklichkeit, sondern eine erdichtete Interpretation derselben, die man *ad libitum* verändern kann. Die Wirklichkeit, deren Antlitz durch die

Methode der surrealistischen Protokolle enthüllt wird, lässt sich dagegen nicht noch einmal und anders beschreiben. Sie ist so, wie sie ist: Der Text ist die Wirklichkeit selbst.

Diese andere, unbekanntere Wirklichkeit der surrealistischen Protokolle, die rationale wie irrationale (vom Verstand nicht erfasste) Komponenten gleichermaßen respektiert, vermag daher einen Weg zur Erweiterung des Bewusstseins zu eröffnen, einen Weg, der uns die Chance einer alternativen Einsicht in unsere Schicksale bietet. Die Larven der konventionellen Realitäten, die wir für gewöhnlich für die Wirklichkeit einsetzen, um uns diese im praktisch-kommunikativen Sinne zugänglich zu machen, verführen uns, ihnen in die Irrkreise der Zielstrebigkeit und des sozialen Profits zu folgen, die auf allen Seiten von den Mauern der als natürlich verklärten Vorurteile und der historisch entstandenen repressiven Normen umgeben sind.

Köln, August 2004